

Keine Zukunft gibt es nicht – welche Zukunft wollen wir?

Trends in Gesellschaft und sozialer Arbeit

„Eine Spur Unwahrscheinlichkeit, und das Werk nimmt Gestalt an!“

Die Zeit der Anstalt ist vorbei

Die Institution ‚Anstalt‘ wurzelt im 19. Jahrhundert. Sie war ein Kind des Industriezeitalters. Denn industrielle Massenproduktion braucht Normen. Also wurden auch Menschen einer Norm unterworfen. Menschen aber sind verschieden. Je nach Definition werden also viele *aus der Norm* fallen. Damit sie nicht zum Sand im Getriebe werden und die reibungslose Produktion stören, sondert man sie aus und schiebt sie in Institutionen ab, die gern als ‚geschützte‘ Räume deklariert wurden. Für Menschen mit Behinderungen bedeutete das in der Regel die *Anstalt*. Aus den Augen, aus dem Blick, durch Zäune oder Mauern von der Umgebung getrennt. Eine eigene Welt mit eigenen Regeln, die Haltungen und Handlungsweisen der damaligen Gesellschaft reproduzierte: Wie die Produktion *seriell* organisiert ist, so auch das Leben der Insassen einer Anstalt. Kein Raum für Individualität, kaum Förderung. Ganze Biographien wurden stillgelegt, die Potentiale der Menschen, die *anders* waren, nicht abgerufen.

Die vergangenen Jahrzehnte brachten neue Bilder von Mensch, Gesellschaft und Wirtschaft. Das Genormte ist nicht länger das Normale. Vielfalt ist Trumpf! Für Menschen mit Behinderungen entspringt daraus der Anspruch auf Selbstbestimmung, und auf Teilhabe an allem, was pauschal als ‚Gesellschaft‘ bezeichnet wird. Vor ca. 30 Jahren wurden Wege beschritten, die auf *Integration* abzielten. Aber *Integration* setzt immer noch Normalität als Zielvorgabe. Sozusagen ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: Die Gesellschaft öffnet sich ein Stück weit, um Menschen mit Behinderungen in ihren Kreis aufzunehmen und, im besten Fall, zu integrieren. Wer auf Integration hofft, muss sich anstrengen, um den Vorgaben der Mehrheitsgesellschaft zu entsprechen. Für die Träger sozialer Arbeit bedeutete dies die Platzierung von Menschen mit Behinderung in bestehende bzw. für sie *passende* Einrichtungen. Das bisherige Wohn- und Lebensumfeld blieb unbeachtet, mehr noch: Der Umzug in zentrale Bildungs- und Wohneinrichtungen wurde mit optimalen

Förderungsmöglichkeiten begründet. Vergleichbares gilt für alte Menschen, um die *Seniorenresidenzen* werben. Auf Pflegebedürftige wartet das Pflegeheim.

Assistenz statt Versorgung

Ganz anders das Leitbild der *Inklusion*. Aus den USA kommend, wird es von einigen Trägern der Behindertenhilfe umgesetzt, darunter von der Evangelischen Stiftung Hephata. Bei *Inklusion* geht es um mehr als nur um *Eingliederung*, auch nicht um eine ‚Normalisierung‘ durch erzwungene Anpassung an 'normale' Standards. Inklusion meint umfassende Umgestaltung hin zu einer Gesellschaft, die die Teilhabe von Menschen mit Behinderung nicht als Zugeständnis gewährt, sondern als *Bürgerrecht* verankert und praktiziert.

Die Verwirklichung von *Inklusion* bestimmt das alltägliche Handeln und die Strategien für die künftige Weiterentwicklung Hephatas. Vielfalt statt Normalität – das hat Folgen! Dann kann das Bewährte am Neuen zugrunde gehen, auch, wenn das Neue ein Experiment ist. Dann zählt Ergebnisqualität anstelle unflexibler Vorgaben. Dann sind Einzellösungen gefragt. Dann werden Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Handelns herausgefordert, die auf starre Regeln setzen. Dann verbietet sich ein *durchregieren* von Oben nach Unten.

In der Behindertenhilfe (und nicht nur dort) denkt Deutschland immer noch von den Institutionen her und baut auf engmaschige Vorgaben bei Steuerung, Beauftragung und vor allem Ziel-Analyse. Andere sind weiter; Schweden etwa hat ein individualisiertes Hilfesystem. Beratung, Betreuung, Assistenz richten sich am einzelnen und seinem Hilfe-Bedarf aus. In den Wohnhäusern von Hephata wird das ebenso praktiziert: Bedürfnis-Ermittlung und Ausprobieren führen zu kreativen Lösungen, die immer Einzel-Lösungen sind. Eine deutsche Heimaufsicht kann da gelegentlich das Staunen lernen...

Man könnte die Ausrichtung an den Bedürfnissen der Menschen mit Unterstützungsbedarf *Kunden-Orientierung* nennen. Vor dem Hintergrund der christlichen Identität der Evangelischen Stiftung Hephata lässt sich auch von ‚Nächstenliebe‘ sprechen. Aus dieser christlichen Identität ergibt sich das Mandat für die tägliche Arbeit und für die strategische Ausrichtung. Dass die Evangelische Stiftung Hephata kein Ableger der Amtskirche ist, ermöglicht ihr Unabhängigkeit. Der

zweite Pfeiler ist die Organisationsform einer *Stiftung*. Diese gewährt Kontinuität, unabhängig von Moden und Konjunkturen. Shareholder gibt es nicht, wohl aber Nutznießer: Die Menschen, denen Hephata Assistenz (an-)bietet. Die Evangelische Stiftung Hephata als Träger der Eingliederungshilfe ist keine Eintagsfliege, kein Anbieter für eine Saison (oder ein Jahrzehnt). Die Bindungswirkung der Satzung gewährt nachhaltig, dass der Nutzen für die Klienten die Existenzberechtigung darstellt. Anwalt der Menschen und Anbieter von Leistungen zu sein – in dieser Doppelrolle wirkt Hephata.

Wir bringen Hilfen!

Hätten Sie vermutet, dass Hephata der drittgrößte Arbeitgeber in Mönchengladbach ist? Kunden von Hephata sind also primär die Menschen, denen Assistenz geboten wird, und die im Rahmen von Werkstätten und Integrationsbetrieben Leistungen erbringen. So entsteht eine zweite Gruppe von Kunden: Die Stadt, ihre Bewohner und zunehmend das Umland! Entsprechend wird der Klient in Werkstatt oder Integrationsfirma zum Lieferanten. Für welche Zielgruppe? Für regelmäßige Abnehmer, etwa aus der Industrie. Aber auch für die Einzelfälle des Lebens. Etwa für einen Menschen, der seine Küche renovieren möchte und zwischen Selbsthilfe und Schwarzarbeit nach kompetenter Hilfe sucht. Die Klienten in Werkstätten und Integrationsfirmen bringen Hilfen in vielen Branchen! So entsteht Marktfähigkeit, so ist die Positionierung als Dienstleister möglich. Und so können ideologisch befrachtete Begriffe entlastet und vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Ist denn Ökonomie schlecht, und alles *Soziale* gut? Ist hauswirtschaftliche Tätigkeit, ist das Bepflanzen eines Blumenbeetes keine volkswirtschaftliche Größe? Die oft unsichtbaren und nur auf den ersten Blick unwichtigen Subsysteme sind auch Wirtschaft. Damit kein Missverständnis entsteht: Damit wird nicht einer Ökonomisierung das Wort geredet, die den gesamtgesellschaftlichen Diskurs den Gesetzen der Betriebswirtschaft unterwirft und wesentliche Merkmale des Mensch-Seins ausschaltet. Im Gegenteil: Marktfähigkeit gehört in den Geltungsbereich der Menschen- und Bürger-Rechte. Seit 2006 gilt die UN-Konvention für die Rechte behinderter Menschen. Sie und die einschlägigen Deklarationen der EU ordnen Menschen mit Behinderungen nicht dem Sozialrecht oder der Gesundheitspolitik zu, sondern betonen Grundrechte. Aus Grundrechten erwachsen Ansprüche. Z.B., über Kaufkraft zu verfügen. Jeder Bürger benötigt Kaufkraft. Denn wer nicht am

gesellschaftlichen Tauschverkehr teilnehmen kann, ist wirklich schlecht dran! Wer vom (richtig verstandenen!) Markt ausgeschlossen ist, der steht wirklich *draußen vor der Tür* unserer Gesellschaft. Hingegen: Kunde-Sein, aber auch Waren oder Dienstleistungen liefern zu dürfen, ja, und als Konsument auftreten zu können, das schafft Verbindung und Vernetzung.

„Du allein kannst es! Aber nicht allein. Und nicht auf Kosten anderer!“

Im neuen Jahrhundert haben wir es mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorgaben zu tun, die meist als *demographischer Wandel* und *Globalisierung* umrissen werden. Es schälen sich Trends heraus, mit denen auch die Träger sozialer Arbeit zu rechnen haben. Neue Stile einer Lebensgestaltung im 21. Jahrhundert zeichnen sich ab. Wo, wie und was wird künftig gearbeitet? Wie wird gewohnt, mit wem teilt man seinen Raum und seine Zeit? Welchen Status hat Freizeit, und wie wird sie verbracht? Einige Trends seien hier angerissen.

Das vielleicht wichtigste Bedürfnis lautet *Nachhaltigkeit*. Leben auf Kosten anderer und zu Lasten künftiger Generationen ist eine Sackgasse. Angesagt sind solidarische Lebensformen, und ein bewusster Umgang mit Lebenszeit. Arbeit und Lebensgenuss finden zu einer neuen Balance. Leistung wird nicht verdammt, aber preußisches Leistungsethos (Lebenssinn durch Arbeit...) hat ausgedient. An die Stelle von Selbstverwirklichung durch Arbeit tritt Schaffensfreude.

Andererseits ist unübersehbar, dass eine Wohlstandswende näher rückt. Immer weniger Menschen müssen den Ruhestand einer immer größeren Zahl von Rentnern finanzieren. Unsere Gesellschaft altert – und schrumpft. Bis 2025 nehmen die über 80-jährigen um 70 % zu. Das schafft Probleme für die Rentenversicherung – und zugleich wird ein riesiges Potential freigesetzt. Viele Mitglieder der Generation 50 + starten noch einmal neu. Sie denken langfristiger, erfahrener, strategischer. Ihre Perspektive ist nicht der Quartalsbericht, sondern die Lebensspanne. Das starre Renteneintrittsalter erscheint als eine Stilllegungsprämie, die dem Lebensgefühl älterer Menschen nicht mehr angemessen ist.

Den in den Medien überzeichneten Jugendwahn der Senioren mag es geben. Aber der Ruf nach Inlineskates (mit Stützrädern...) ist nicht die Regel. Und eine übergroße Mehrzahl der älteren Menschen sind keine Hedonisten, die *alles* mitnehmen wollen –

bis zuletzt. Anstatt Konsum-Sucht macht sich Sinn-Hunger breit. Aber Sinn ist ein Prozess, der nicht von selbst entsteht. Sinn will *geschaffen* werden.

Zum Beispiel durch ehrenamtliches Engagement. Dafür bedarf es jedoch neuer Formen des Ehrenamts. Viele Menschen wollen nicht mehr *selbstlos* für andere tätig sein. Sie wollen als qualifizierte Helfer arbeiten, sie wollen lernen! Zu einer künftigen Lebensqualität im Alter gehört ein neu definiertes Ehrenamt, das einen *Mehrwert* enthält: Mehrwert für die Gesellschaft, aber ebenso einen Mehrwert für die Erbringer. Die Gemeinschaftsfähigkeit wird durch die Neu-Definition des Ehrenamts zunehmen. Das muss sie auch, in Zeiten, in denen sich der Staat auf seine Kernaufgaben zurückzieht.

Auch weitere, scheinbar allzu vertraute Begriffe müssen neu gedacht werden. Familie? Die Pluralisierung der Lebensstile und –formen schafft die Familie nicht ab, sondern ergänzt sie: Zur herkömmlichen Drei-Generationen-Familie tritt die Idee des *ganzen Hauses* – eines arbeitsteiligen Gebildes, das Geben und Nehmen in Einklang bringt. Zu Blutsverwandtschaften treten Wahlverwandtschaften. Horst Opaschowski spricht von *sozialen Konvois*. Auch allein lebende Singles können Mitglied eines sozialen Konvois sein! Tausch- und Helferbörsen sind kleinräumliche Formen gegenseitiger Hilfe und haben eine große Zukunft vor sich, zumal in Zeiten sinkenden Wohlstands und einer sich aufspaltenden Gesellschaft. Jede(r) kann einen Beitrag leisten. Eine Fülle von Ressourcen warten darauf, entdeckt und ausgeschöpft zu werden.

„Wir organisieren Zusammenhänge“

Bürgerschaftliches Engagement und gesellschaftliche Teilhabe sind also zwei Seiten der gleichen Medaille. Wo aber finden sich die gesellschaftlichen Zusammenhänge, wo findet Vernetzung statt? Doch dort, wo Menschen ihre Dinge regeln, ihren Alltag organisieren: Im unmittelbaren Umfeld, im Quartier. Quartier beginnt mit dem Dach über dem Kopf. *Wohnen* kann aber mehr sein! Auch für den Bereich des Wohnens bietet die Leitidee der *Inklusion* die Chance, Behindertenhilfe aus ihrer Selbstbezüglichkeit herauszuholen und sie als „inklusive Partner“ in einer *Bürgergesellschaft für alle* neu zu justieren. Soziale Arbeit hinter Mauern und Zäunen sieht keiner, und ihre Funktion für die Gesellschaft bleibt abstrakt. Synergien bleiben ungenutzt. Beispiel *Pflege* – warum wird Pflege noch kaum in einem systemischen

Kontext gesehen? Alte Menschen brauchen Pflege – erhalten sie im Heim. Menschen mit Behinderungen brauchen Pflege – ebenfalls ab ins Heim (freilich in ein anderes Heim...). In jedem Fall aber gilt: Aus den Augen, aus dem Sinn. So entsteht kein Zusammenhang.

Zusammenhang: Denn in einer Gesellschaft hängt *alles mit allem* zusammen. Das hört sich gut an, bleibt aber abstrakt. Konkret und anschaulich wird dieser Zusammenhang im Lebensumfeld, im Quartier, im Stadtteil, in der Siedlung. Hier ist der Ort, systemisch zu denken, sich von den Prinzipien „Reparatur“, „Flickenteppich“ und „Inselösung“ zu verabschieden. Menschen mit Hilfebedarf sind hier Pioniere, fungieren als Katalysator. Barrierefreies Umfeld? Was Menschen mit Behinderung dient, nutzt gleichermaßen auch alten Menschen und Familien mit Kindern.

Assistenz? Brauchen zuweilen auch Menschen mit wenig Zeit. Die Anbieter von Leistungen warten darauf, ihre Kompetenz an den Mann/an die Frau zu bringen. Wer legt den Garten neu an? Wer gießt die Blumen bei Abwesenheit? Auf allen Qualifikationsstufen gibt es Bedürfnisse nach Hilfen. Helfer sind vorhanden, aber es braucht reale und virtuelle Märkte, um sie miteinander in Kontakt zu bringen. Das Quartier will als Marktplatz aus Anbietern und Hilfe-Suchenden entdeckt werden. Auf diese Weise können verbindliche und tragfähige Netze entstehen, abseits staatlicher Bevormundung und Reglementierung.

Soweit die Vision einer wünschenswerten Zukunft. Sie ist mehr als Vision, an vielen Orten wächst sie bereits. Aber sie benötigt einen Rahmen. Hier sind zuallererst die Kommunen gefragt, die ihre Handlungsprioritäten neu ausrichten müssen. Und zwar jetzt! Die Keule des Kostenvorbehalts braucht nicht geschwenkt zu werden. Auch in Zeiten verknappter Mittel ist Geld vorhanden; die Ausgaben für Soziales sind in vielen kommunalen Etats die beträchtlichsten Posten. Da stellt sich die Aufgabe nach einer intelligenten Steuerung von Haushaltsmitteln, und zwar unter dem Aspekt konsequenter Nachhaltigkeit.

Es wird teuer werden, in der Gegenwart nicht nachhaltig zu handeln. Dörfer und Städte benötigen – auf je angemessene Weise – kurze Wege, dichte Infrastruktur-Angebote. Sollen weitere Einkaufsmärkte auf der grünen Wiese oder am Stadtrand subventioniert werden? Kann man 20 % einer Generation ohne Bildung und Förderung zurücklassen? Wird die alte Grundschule aus den 1950-er Jahren noch

einmal renoviert, oder wird eine neue Schule konsequent barrierefrei errichtet? Falls nicht, muss in 10 kostspielig nachgebessert werden, wenn inklusive Bildung dann (hoffentlich!!!) selbstverständlich geworden ist? Der Begriff des Standort-Vorteils stellt sich ganz neu. Meist wird er im Kontext der Globalisierung verwendet. Wie wäre es, von *Glokalisierung* zu sprechen, und das lokale Umfeld zukunftsfähig umzugestalten?

Zukunft bricht nicht herein. Sie wird gestaltet. Gestaltung braucht Leitbilder, aus denen konkretes Planen und Handeln entspringt. Und alle Akteure in unserer Gesellschaft brauchen *Empowerment*. Ebenfalls eine Denkfigur aus der Behindertenbewegung, die auf Ermutigung, Selbst-Ermächtigung und Stärkung hinausläuft: „Du kannst es – aber unternehme es nicht allein!“

Prof. Dr. Johannes Roskothen hat das Symposium zwei Tage lang begleitet und unter intensiver Auswertung der Podiumsdiskussion diesen Artikel für das HephataMagazin verfasst, das im November 2009 erscheint.